
Fritz Pietrowiak

Nur
der
Wille
zählt



Erinnerungen

 edition fischer

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Fritz Pietrowiak
Nur der Wille zählt

Fritz Pietrowiak

Nur der Wille zählt

Erinnerungen



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2009 by edition fischer GmbH

Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagillustration und -gestaltung: Graphisches Atelier Zengler, Gröbenzell

Schriftart: Times

Herstellung: MK / NL

Printed in Germany

ISBN 978-3-89950-442-2

*Denke immer daran, auch du schaffst es,
du musst nur wollen, nur der Wille zählt und etwas Glück.
Der Weg ist dabei manchmal wie die Fahrt auf einer Achterbahn.
Nur wer wagt, der gewinnt.*

*Meinen Eltern
Helene und Felix Pietrowiak
gewidmet*

Vorwort

Diese Familiengeschichte zeigt auf, dass auch Kinder armer Eltern mit ihrem Wissensdurst, ihrer Kreativität und ihrem Durchsetzungsvermögen sich vieles aneignen können, um ihr Leben zu meistern und erfolgreich zu werden.

Eine Arbeiterfamilie und ihre Kinder

Blicken wir zurück in die 20er- und 30er-Jahre des letzten Jahrhunderts.

Strenger Frost herrschte in Berlin im Winter 1928/1929, doch nicht nur die Kälte machte den Menschen das Leben schwer. Nur wenige hatten eine Arbeit. Zu diesen Glücklichen gehörte auch Felix Pietrowiak. Vorher hatte er eine Zeit lang als einfacher Arbeiter in einer Fabrik in Weißensee gearbeitet, seit 1927 war er bei der Firma Siemens. Er verdiente zwar nicht viel, aber es ging ihm besser als den vielen Arbeitslosen.

Seit ein paar Jahren war Felix mit Helen verheiratet, sie lebten in der Laube der Schwiegereltern im Heinersdorfer Weg in Weißensee. Dort war es kalt und feucht, die Wände und Decken waren nicht wärmeisoliert. Auch durch die miserablen Wohnverhältnisse hatten Felix und Helene schon zwei Kinder verloren, beide starben bereits kurz nach der Geburt.

Als Fritz, das dritte Kind, Anfang 1929 zur Welt kommen sollte, zog das junge Paar im kalten Winter 1928/1929 aus der Laube der Schwiegereltern (nicht wärmeisoliert), die sie seit der Heirat bewohnten, aus. Ihre erste eigene Wohnung hatte nur Küche und Stube. Der Vater musste aber im Haus die Hausmeisterstelle annehmen. Zwei Jahre später wurde dann das vierte Kind geboren, sie nannten es Walter. Weil der Vater aus ärmlichen Verhältnissen stammte, hatte er keinen Beruf erlernen können und schlug sich als Arbeiter durch. Seine Frau musste ebenfalls Geld dazuverdienen. Als die Kinder noch klein waren, nähte sie für Firmen Hemden und Ähnliches in Heimarbeit. Später arbeitete sie auch als Reinigungskraft auf dem Bau und danach in einer Fleischwarenfabrik.

Der Vater, der inzwischen eine Stelle bei der Firma Siemens bekom-

men hatte, musste tagtäglich, von Weißensee bis Siemensstadt, eine sehr weite Strecke zur Arbeit zurücklegen, sodass die Kinder ihren Vater vorwiegend spätabends und am Wochenende sahen. Da der Vater, ein Volksschüler, sehr gerne las, bekamen die Kinder natürlich viele Bücher über Sagen, Märchen und Ähnliches. Es wurde viel gelesen, zumal damals ein Radio zu teuer gewesen wäre. Im Alter von zehn Jahren sollte Sohn Fritz wegen seiner guten Noten zum Gymnasium. Doch die 20 Reichsmark im Monat für das Gymnasium konnte der Vater bei einem Monatseinkommen von circa 120 RM nicht aufbringen. Als Fritz zwölf Jahre alt war, verdiente der Vater etwas mehr, sodass er eigentlich aufs Gymnasium hätte gehen können. Der Besuch bei dem Direktor endete jedoch mit einem Fiasko, da dieser wegen des Alters von Fritz die Aufnahme ablehnte. Bruder Walter, inzwischen zehn Jahre, durfte dafür zur Mittelschule gehen, was mit monatlich 10 RM zu Buche schlug. Mit vierzehn wollte Fritz Architekt werden, weil er gerne zeichnete. Allerdings konnte ihm sein Vater bei der Lehrstellensuche nicht helfen, da er über keine entsprechenden Verbindungen verfügte. Daher schlug er seinem Sohn vor, doch zur Deutschen Reichsbahn als bautechnischer Jungheifer zu gehen. Der Sohn befolgte seinen Ratschlag.

Fritz erwarb bei der Deutschen Reichsbahn Kenntnisse im Bauwesen und Eisenbahnbau. Mit siebzehn, 1947, bestand er die Aufnahmeprüfung an den Vereinigten Bauschulen von Groß-Berlin, wo er zweieinhalb Jahre lang studierte und mit 19 Jahren mit dem Titel »Ingenieur für Tiefbau« abschloss. Weil es ihm bei der Bahn zu eintönig war, kündigte er sein Arbeitsverhältnis und ging zu einem VE-Betrieb. Dort wurde er mit zweiundzwanzig schon stellvertretender Projektleiter beim Bau eines Schwimmstadions und zwei Jahre später stellvertretender Projektleiter beim Bau eines Zementwerkes. Mit fünfundzwanzig Jahren machte er sich selbstständig. Als er 1958 mit Frau und Tochter nach Westberlin floh, hatte er zuvor noch das Studium zum Hochbauingenieur abgeschlossen.

Bevor er sich auch in Westdeutschland selbstständig machte, war er fünf Jahre lang im Verkauf eines Fertigteilbetriebes leitend tätig. Mit sechsunddreißig Jahren besaß er sein eigenes Architektur- und Ingenieurbüro. Er wurde zwischenzeitlich nachdiplomiert, baute in der BRD und Jugoslawien, hielt Vorträge in Deutschland und im Ausland und schrieb

Artikel für Fachzeitschriften im In- und Ausland. Mit fünfundvierzig Jahren erhielt er von einem Ministerium in Bonn den Auftrag, in Jordanien ein Bauforschungsinstitut zu errichten. Damit begann eine zehnjährige Bearbeitung von Projekten im arabischen Ausland, speziell in Jordanien, Saudi-Arabien, im Irak und Ägypten.

Walter indes schloss seine Mittelschule ab, erlernte das Zahntechnikerhandwerk und bekam den Gesellenbrief. Da er sich weiterbilden wollte, ging er zur Arbeiter- und Bauernfakultät und machte dort den Abschluss. Danach studierte er Medizin und promovierte 1959 zum Dr. med., wurde in der Folge Pflichtassistent im Krankenhaus der Volkspolizei in Berlin, wissenschaftlicher Assistent am Institut für pathologische Physiologie der höheren Nerventätigkeit der Charité, Leiter eines Landambulatoriums in Letschin, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Hygiene der Martin-Luther-Universität Halle, Kreisarzt in Hoyerswerda, Bereichsbetriebsarzt in einem Chemiewerk, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Planung und Organisation des Gesundheitsschutzes in Berlin, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Ministerium für Gesundheitswesen in Berlin, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Akademie für Ärztliche Fortbildung in Berlin, Leiter eines Landambulatoriums und Leiter einer staatlichen Arztpraxis. In dieser Zeit wurde er 1968 Facharzt für Hygiene und Epidemiologie und 1973 Medizinalrat, ehe er 1977 zum Dr. sc. med. habilitierte. Zwei Jahre später kam noch der Facharzt für Sozialhygiene hinzu. Außerdem erhielt er viele Ehrungen. Erst 1990 konnte er seine eigene Arztpraxis eröffnen.

Die Kinder der beiden Brüder stiegen in die Fußstapfen ihrer Eltern und entwickelten sich ebenfalls positiv.

Als Resümee bleibt festzuhalten, dass die Familie das Wissen und den Werdegang ihrer Kinder beeinflusst. Bei richtiger Anleitung und eigenem Willen schaffen es auch Arbeiterkinder, aus ihrem Umfeld, das sie unter Umständen negativ beeinflusst, herauszukommen und sich weiterzubilden.

Dies geht allerdings nicht immer ohne die Hilfe der Eltern, den eigenen Willen, viel Glück im Leben und später Ehefrauen, als Stütze der Familie, die am Anfang auf vieles verzichten müssen.

Es gilt immer noch das alte Sprichwort:
»*Das Glück gehört dem Tüchtigen.*«

Eine Kindheit in Berlin

Diesmal muss es klappen

Blicken wir zurück in die 20er- und 30er- Jahre des letzten Jahrhunderts. Die »Goldenen Zwanziger«, von 1923 bis 1929, näherten sich ihrem Ende.

Strenger Frost herrschte in Berlin im Winter 1928/1929, doch nicht nur die Kälte machte den Menschen das Leben schwer, sondern auch die fehlende Arbeit. Ende 1929 gab es ungefähr 1,25 Mio. Arbeitslose. Zu den Glücklichen, die Arbeit hatten, gehörte auch Felix Pietrowiak. Vorher hatte er eine Zeit lang als einfacher Arbeiter in einer Fabrik in Weißensee gearbeitet, seit 1927 war er bei der Firma Siemens als Packer beschäftigt und wurde später von den Bayerischen Motorenwerken übernommen. Er verdiente zwar nicht viel, aber es ging ihm besser als den vielen Arbeitslosen.

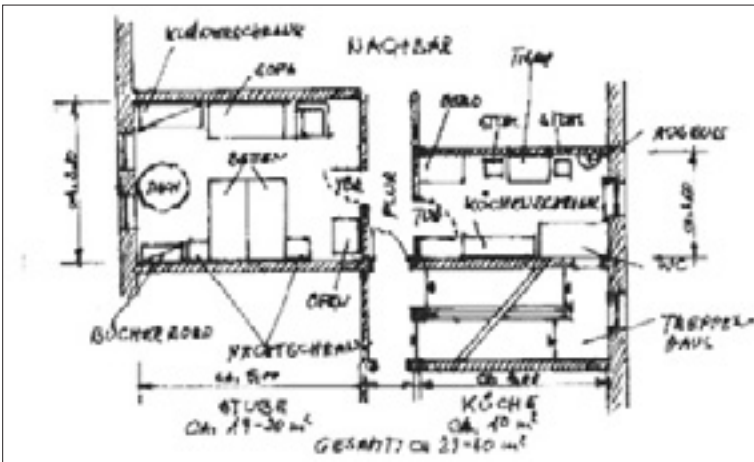
Seit ein paar Jahren war Felix mit Helene verheiratet, sie lebten in der Laube der Schwiegereltern im Heinersdorfer Weg in Weißensee. Dort war es kalt und feucht, die Wände und Decken waren nicht wärmeisoliert. Auch durch die miserablen Wohnverhältnisse hatten Felix und Helene schon zwei Kinder verloren, beide starben bereits kurz nach der Geburt. Aber eine eigene Wohnung konnten sie sich noch nicht leisten.

Nun war Lene wieder soweit. Diesmal musste es klappen, sie wünschten sich doch so sehr ein Kind! Im Januar 1929 sollte es geboren werden. Felix bekam eine Wohnung mit Hausmeisterstelle in der Heinersdorfer Straße 33a zweiten Stockwerk. Das Haus lag nicht in einer typischen Arbeitergegend. In der Straße wohnten viele reiche Leute: mehrere Bäckereibesitzer, ein Schlächter mit Stand im Schlachthof, Kartoffelhändler, Heizwarenhändler, Friseur, Kneipenbesitzer und Beamte. Doch auch einige Arbeiterfamilien lebten hier, meistens in Wohnungen der Seitenflügel, die an das Vorderhaus im Hof angebaut waren.

In dem Haus waren in der zweiten Etage je Etage zwei Wohnungen, bestehend aus 3 Zimmern und zwei Küchen, je ungefähr siebzig Quadrat-



Ansicht Heinersdorfer Straße 33a



Grundriss der Wohnung

meter. Diese unterteilt von einem durchgehenden Flur. Sie hatten vom Eingang her zuerst links eine Stube und rechts die Küche. Der hintere Teil war abgetrennt durch eine weitere Wohnungstür. Dahinter befanden

sich zwei Zimmer und eine Küche, die Toilette war eine halbe Treppe tiefer vom Zwischenpodest aus zugänglich.

Ihre erste richtige Wohnung mit Stube und Küche war der vordere Teil mit ungefähr dreißig Quadratmetern. Vom Küchenfenster schaute man in den Hof, die beiden Fenster des Zimmers gingen zur Straße. Die Wohnung war genau über der Hauseinfahrt im 2. Obergeschoss.

Sie mussten also die Türen zum Treppenhaus, zum Zimmer und zur Küche abschließen wenn sie schliefen oder außer Haus gingen.

Die Mieter der hinteren Wohnung waren ein Ehepaar, er Lokführer, sie Hausfrau. Es waren ruhige, nette Leute. Auf der anderen Seite der Treppe wohnten eine Frau mit ihrem Sohn Otto und der Tochter Irmgard und dahinter eine andere Familie, zwei ältere Personen.

Im ersten Geschoss unter uns wohnte der Eigentümer des Hauses und einer Marzipanfabrik mit Tochter, ihr Sohn hieß Horst, der später Flieger wurde und tödlich abstürzte. Sie heiratete später einen Dolmetscher. Auf der anderen Seite im 1. Geschoss wohnten bis 1926 unsere Großeltern, die im Erdgeschoss des Seitenflügels ihre Hutfabrik und vorn, wo später der Seifenladen war, ihr Geschäft hatten. In diese Wohnung zog nach ihnen der Kohlenhändler ein, der seinen Kohlenhandel in der Pistoriusstraße hatte.

Für den Weg von Weißensee nach Siemensstadt, im Westen Berlins gelegen, brauchte mein Vater, teils zu Fuß, teils per Straßenbahn und S-Bahn, jeweils anderthalb Stunden. Am frühen Morgen um fünf Uhr verließ er das Haus und kehrte erst abends zwischen sieben und acht Uhr zurück, sonnabends um 15 Uhr. Er arbeitete 48 Stunden in der Woche. Das Geld reichte trotzdem nicht, also übernahm er auch Überstunden.

Im Winter kam es für ihn noch härter: Bis spätestens sechs Uhr musste der Gehsteig vor dem Haus geräumt sein. Also stand er schon um vier Uhr auf, fegte den Schnee vom Bürgersteig, streute Sand, frühstückte und eilte zur Arbeit. Abends, wenn er heimkam, erwartete ihn dieselbe Plackerei. Erst danach kam er zu seinem wohlverdienten Abendbrot.

In diese nicht gerade rosigen Verhältnisse wurde ich hineingeboren: Am 14. Januar 1929 erblickte der kleine Fritz das Licht der Welt, immerhin in einer warmen, trockenen Wohnung. Die Freude war groß. Besonders glücklich war meine Großmutter Luise, Helenes Mutter, da ich gerade noch an ihrem Geburtstag, um 23 Uhr, zur Welt kam. Ich bekam,

wie damals üblich, die Namen Franz (Großvater väterlicherseits), Felix (Vater) und Fritz (jüngster Bruder meiner Mutter) als Rufnamen.

Auch meine Mutter war eine einfache Arbeiterin. Einige Wochen nach der Niederkunft suchte sie sich eine Heimarbeit. Eine Nähmaschine wurde trotz des wenigen Geldes angeschafft, sie nähte Hemden und verdiente damit ein paar Mark hinzu. Trotzdem war das Geld stets knapp. Monat für Monat immer das Gleiche. Die letzten ein bis zwei Tage in der Woche ließ sie oft im Tante-Emma-Laden anschreiben. Wenn ihr Mann am Donnerstagabend nach Hause kam, wurden die Schulden am Freitag beglichen und dann wurde eingekauft.

Im Oktober 1929, dem »Schwarzen Freitag«, wurde an der New Yorker Börse eine Weltwirtschaftskrise ausgelöst. Bis Anfang 1933 stieg dadurch die Arbeitslosigkeit bis auf ungefähr sechs Millionen. Mein Vater hatte das Glück, bei Siemens nicht gekündigt zu werden.

Am 2. Februar 1931, ich war gerade zwei Jahre alt, kam mein Bruder Walter zur Welt. Wie meine Eltern mir später erzählten, hatte er ungewöhnlich viele dunkle Haare am Körper. Als ich ihn sah, soll ich gerufen haben: »Das ist ja mein Teddi!«. Seitdem wurde er immer »Teddi« genannt. Ich bekam den Spitznamen »Sohni«. Er erhielt die Namen Walter, Otto, Erich (Brüder meiner Mutter).

Unsere Eltern sind eine Wucht

Die Familien unseres Vaters Felix Pietrowiak und unserer Mutter Helene Sowalski stammten aus dem seit 1793 zu Preußen gehörenden Teil von Polen. Ab 1873 verfielen die Preise in Polen so stark, auch die Arbeitslosigkeit nahm zu, sodass es zu einer Ost-West-Wanderung kam, nicht nur nach Deutschland, sondern u. a. auch nach Amerika.

Unser Großvater väterlicherseits hieß Francizek (Franz) Piotrowiak. Auch der älteste Bruder meines Vaters, Franz, der in Polen geboren wurde, trug noch diesen Familiennamen.

Beide Großeltern konnte ich nie kennenlernen, sie starben vor meiner Geburt. Mein Großvater Franz wurde 1858 in der Nähe von Taniecznica im Kreis Gostyn geboren. Er starb 1928 in Berlin-Weißensee. Seine Frau Marianne (Maria), meine Großmutter, war eine geborene Jaskulski. Sie

kam 1861 zur Welt und lebte bis 1918. Mein Vater war noch keine 17 Jahre alt, als er seine Mutter verlor. Oft erzählte er uns von ihr; sie muss eine liebe Frau gewesen sein.

Als meine Großeltern im Rahmen der Ost-West-Wanderung mit ihrem am 28. Dezember 1886 geborenen Sohn Franz nach Deutschland kamen vermutlich um 1890, muss bei der Anmeldung der Name geändert worden sein, um die Aussprache zu erleichtern, denn die in Deutschland geborenen Kinder trugen den Namen Pietrowiak. So auch mein Vater, der als Jüngster am 8. August 1901 in Weißensee das Licht der Welt erblickte.

Mein Vater wuchs mit drei Geschwistern auf; Franz, in Polen geboren, immerhin 15 Jahre älter als er, Lorenz, 1891, und Sophie, 1895, beide in Deutschland geboren.

Als mein Vater zur Welt kam, hatte seine Mutter die vierzig bereits überschritten. 1918 starb sie, sie wurde nur 57 Jahre alt. Mein Großvater suchte sich eine neue Frau: Keine acht Monate später heiratete er als Sechzigjähriger die 22 Jahre jüngere Maria Magdalena.

Einmal ging ich als Zwölfjähriger mit meinem Vater die Charlottenburger Straße entlang, ganz in der Nähe der Heinersdorfer Straße, als er eine ältere Frau auf der anderen Straßenseite grüßte. Ich fragte ihn: »Papa, wer ist das?« Er antwortete: »Das ist meine Stiefmutter.« Wieder fragte ich: »Darf ich hinübergang und ihr guten Tag sagen?« Seine Antwort erstaunte mich: »Mit dieser Frau will ich nichts mehr zu tun haben!« Als er meinen ungläubigen Blick sah, erzählte er mir, wie schlecht die Frau ihn behandelt hatte, obwohl er schon 17 Jahre alt war, als der Großvater sie heiratete. Leider habe ich später nie nachgefragt, was genau ihm durch diese Frau widerfahren war. Es gibt auch keine Fotos von meinem Großvater und seinen Frauen väterlicherseits.

Erst im Jahre 2003 erfuhr ich von meiner Cousine Luzie, der Tochter von Lorenz, einem älteren Bruder meines Vaters, dass die Stiefmutter meinen Vater oft geschlagen hatte. Lorenz war manches Mal dazwischen gegangen, solange er noch zu Hause lebte.

Friedrich Wilhelm Sawalski, der Vater meiner Mutter Helene, stammte aus Neu-Lubcza im westpreußischen Landkreis Flatow, wo er 1867 zur Welt kam, und hieß dann in Deutschland Sowalski, ebenfalls eine unbeabsichtigte Namensänderung, 1893 heiratete er mit 26 Jahren

die zwanzigjährige Emma Helene Elise Hübel, eine waschechte Berlinerin.

Außer Helene, 1904 geboren, überlebten fünf Kinder meiner Großeltern: Charlotte kam 1902 zur Welt, Erich 1906, Otto 1907, Walter 1909 und Fritz 1910. Im Jahre 1939 wurde meiner Großmutter Emma unter Hitler das Mutterkreuz verliehen – vom Volksmund spöttisch als »Karnickelorden« bezeichnet.

Die Sowalskis betrieben im Erdgeschoss des Vorderhauses in der Heinersdorfer Straße eine Hutmacherei, in der auch ihr ältester Sohn Erich das Hutmacherhandwerk erlernte. Ihre große Wohnung lag im ersten Stock des Vorderhauses, die Hütte wurden im hinteren Erdgeschoss des Seitenflügels hergestellt.



Familie Sowalski und Bekannte

Sitzend: von links: 3. Oma, 5. Tante Lotte, 7. Helene

Stehend: von links: 4. Opa, 6. Onkel Walter, 7. Onkel Erich, 9. Felix

Wilhelm Sowalski war Kommunist und auch gewerkschaftlich aktiv. Die Arbeitslosigkeit stieg von 1921 mit 350.000 auf rund 2 Millionen im Jahr 1926. Die Familie geriet deshalb, wie viele andere Menschen in Deutschland, in eine schwierige wirtschaftliche Lage. Sie lebten in bit-

terster Not, in der mein Großvater alle Hoffnung verlor. Am 1. September 1926 nahm er sich das Leben; er erhängte sich.

Was genau ihn zu diesem Entschluss trieb, sollte die Familie nie erfahren. Er hinterließ die Abschiedsworte:

»Wegen Geschäftssorgen nehme Abschied von Euch allen.
Letzter Gruß, Wilhelm.«

Das kommunistische Blatt »Die rote Fahne« veröffentlichte einen Nachruf auf Wilhelm Sowalski, und darin bat Wilhelm Pieck, von 1925 bis 1929 Leiter des Organisationsbüros des Zentralkomitees (ZK), gleichzeitig Politischer Sekretär der Bezirksleitung Berlin-Brandenburg-Lausitz, der spätere erste (und einzige) Staatspräsident der DDR, um rege Beteiligung bei der Beerdigung. Ob Wilhelm Pieck auch die Grabrede gehalten hat, ist nicht mehr bekannt.

**Selbstmord
eines alten Parteiveteranen**

Am Mittwoch, den 1. September, machte unter alter Gewohnheit Wilhelm Sowalski, Weipenitz, Feinertdorfer Straße, seinem Leben durch Erhängen ein Ende.

Er war seit 1892 ununterbrochen politisch organisiert. Er ging, als sich die Opposition im Arbeiterhilfsrat, zur DDP, und 1920 zur KPD, über. Er war auch seit 1892 gewerkschaftlich, im Feinertdorfer-Verband, organisiert. In einigen Jahren machte er sich als Gutmoder selbstständig, doch hat er nie in bitterer Not gelebt. Wie groß seine Not war, ging ihnen daraus hervor, daß er im letzten halben Jahre seine Gewerkschaftsbeiträge nicht mehr zahlen konnte, nachdem er fast 33 Jahre seine Beiträge regelmäßig entrichtet hat. Er hätte vor dem tragischen Geschehen, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, noch folgende Möglichkeiten gehabt:

»Wegen Geschäftssorgen nehme Abschied von Euch allen.
Letzter Gruß
Wilhelm.

Das ist bei Solms-Blum, bei Zukunftsstadt bei Sozialdemokraten, »bei kleinen Geschäftsmännern.«

Ein ehrendes Andenken werden wir uns jenen haben Wilhelm bewahren. Seine treue Pflichterfüllung möge ein Vorbild für alle gewesen sein.

Die Beerdigung findet heute, Sonnabend, 31. 8., auf dem Gemeindefriedhof Weipenitz, 10.00 Uhr, statt. Um rege Beteiligung ersucht.

Die Bezirksleitung des 18. Bezirks nach die Bezirksleitung
Berlin-Brandenburg.

Aufruf in der Roten Fahne

Inhalt

Vorwort	9
<i>Eine Arbeiterfamilie und ihre Kinder</i>	9
Eine Kindheit in Berlin	13
Diesmal muss es klappen	13
Unsere Eltern sind eine Wucht	16
Unsere Wohnverhältnisse	26
Unser Alltag	28
<i>Unser Elternhaus</i>	32
<i>Schule</i>	34
Sport und Religion	39
<i>Kommunion</i>	41
<i>Diskussion mit einem Gottesdiener</i>	42
Die letzten Kriegsjahre	43
Kinderlandverschickung	43
Deutsches Jungvolk von 1939 bis 1943	45
<i>Die Napolas, Nationalpolitische Lehranstalten</i>	46
<i>Deutsches Jungvolk</i>	46
Hitlerjugend von 1943 bis 1945	48
<i>Flieger-HJ</i>	48
<i>Nachrichten-HJ</i>	49
<i>Lehrgang an der</i>	
<i>Heeresnachrichtenschule Halle/Saale</i>	50
<i>SS-Junkerschulen</i>	53
<i>Die SS-Division Hitlerjugend</i>	53
Volkssturm in Buchholz	54
Panzervernichtungsbrigade Berlin oder	
Panzerjagdkommando	55

Tagebuchaufzeichnungen	60
Kampf um Berlin	61
Flucht aus Berlin, offiziell Absetzbewegung Westen	
Richtung Elbe	65
In russischer Gefangenschaft	69
Heimkehr und die ersten Tage in Freiheit	88
Nachwirkungen dieser Zeit	90
<i>Mein Fazit</i>	90
Nachkriegszeit	91
<i>Judo und Boxen</i>	91
Spätere Erlebnisse mit russischen Soldaten	91
<i>Ausgangssperre</i>	91
<i>Einbruch</i>	92
<i>Nach dem Kino</i>	93
<i>Reise</i>	94
Sonstige Erinnerungen an die Nachkriegszeit	94
<i>Trümmer und Trümmerfrauen</i>	94
<i>Hunger</i>	95
<i>Lebensmittelmarken</i>	95
<i>Schwarzmarkt</i>	95
<i>Carepakete</i>	96
<i>Sperrstunde</i>	96
Beruflicher Werdegang bis 1954	97
<i>Gespräche mit meinem Vater</i>	97
Lehre als bautechnischer Junghelfer	98
<i>Die erste Dienststelle</i>	99
<i>Berufsschule</i>	101
<i>Im Bereich der Bahnmeisterei</i>	102
<i>Bei einem privaten Zimmereibetrieb</i>	103
Wieder in der Bahnmeisterei	105
Die Vereinigten Bauschulen von Groß-Berlin	106
Der Lehrbetrieb	107
<i>Semestergeld und Krankenkassenbeitrag</i>	108
<i>Vorhandene »Technik«</i>	108

<i>Vorhandene Gebäude, in denen gelehrt wurde</i>	109
<i>Die »Studenten« und ihre Ingenieurschule</i>	109
<i>Das erste Vorsemester im Winterhalbjahr 1945/1946</i> ..	109
<i>Währungsreform</i>	110
Studium an den Vereinigten Bauschulen von	
Groß-Berlin von 1946 bis 1948	110
<i>Probleme beim Studium</i>	112
<i>Sonstige Fächer und Dozenten</i>	115
<i>Voraussetzungen für das Studieren</i>	116
<i>Ingenieur für Tiefbau</i>	117
<i>Wie sich Dozenten täuschen können</i>	119
Reichsbahn-Inspektorenanwärter	120
<i>Gesellenbrief als Maurer</i>	120
<i>Kündigung</i>	122
Die Zeit als Angestellter in der DDR	123
<i>Ein kleiner Privatbetrieb</i>	123
In VE-Betrieben	124
<i>Technisches Büro</i>	125
<i>Rechenschieber wird verbessert</i>	126
<i>Hallenprojekt</i>	127
<i>Durchbiegungsmessungen</i>	129
<i>Vorsicht</i>	130
<i>Die neue DIN-Vorschrift 4114</i>	130
<i>Schwimmstadion und andere Projekte</i>	131
<i>Wie sagt man so schön?</i>	
<i>Keiner ist vor Fehlern gefeit</i>	133
<i>Sonstige Projekte</i>	135
<i>1952</i>	136
Projekte der Jahre 1951 bis 1954	137
Zementwerk	137
<i>Architekturkontrolle</i>	138
<i>Planung und Bau</i>	138
<i>Gleitschalung</i>	140
<i>Sonstiges</i>	141
Sonstige Projekte	141
Kraftwerk an der Spree	142

Radrennbahn	143
<i>Vorhandene Radrennbahnen untersuchen</i>	143
<i>Auswertung der Radrennbahnen</i>	144
Der 17. Juni 1953	146
Irgendwann muss Schluss sein	147
Fernstudium zum Diplomingenieur	148
Die Zeit als selbstständiger Bauingenieur von 1954 bis 1958 ...	151
<i>Werk zur Herstellung von Acetylen</i>	152
<i>Waschkaupe für Junghauer</i>	154
<i>Kinderhort</i>	156
<i>Kinderhort und Kinderkrippe</i>	157
Zusammenarbeit mit VEB Firmen	159
<i>Gebäude für Forschung und Entwicklung</i>	159
<i>Vertikalofenanlage</i>	159
<i>Sportplatz</i>	160
<i>Rollschuhbahn</i>	160
<i>Mehrschiffige Halle</i>	161
Der letzte Traum vom Diplomingenieur	162
<i>Mein Fazit</i>	164
Historisches Archiv der TFH Berlin	165
Und dann kam der Hammer	166
Die neuen Gesetze der DDR für Selbstständige	166
Flucht, Folgen und Erinnerungen	167
Vorgänge, die zur Flucht führten	167
<i>Bespitzelung?</i>	168
<i>Vorladung zur Kriminalinspektion</i>	168
<i>Steuerfahndung</i>	169
Der Tag der Flucht: 10. Juli 1958	173
Nach der Flucht	173
Einige Erinnerungen an die Zeit in der DDR und danach	177
<i>Carepakete</i>	177
<i>Unsere Pakete</i>	177
<i>Fahrrad</i>	177

<i>Fahrt nach Westdeutschland</i>	177
<i>Politischer Vortrag</i>	178
<i>Sekretärin</i>	178
<i>Personalausweis</i>	179
<i>Hippies</i>	180
<i>Kleidung für meinen Bruder</i>	181
<i>Kofferradio für den Neffen</i>	181
<i>Übriges Wechselgeld</i>	182
<i>Briefmarken für meinen Vater</i>	182
<i>Nachruf auf die Kontrollen</i>	182
C-Ausweis, Hauptentschädigung	183
Rückblick und Ausblick	185
Anhang	
Auszug aus den neuen Gesetzen der DDR für Selbstständige	186